

A black and white portrait of Hannah Arendt, looking slightly to the right with a thoughtful expression. She has short, dark, curly hair and is wearing a dark, collared jacket. The background is a solid, light blue color.

THOMAS
MEYER

HANNAH
ARENDT

PIPER

Thomas Meyer
Hannah Arendt

Thomas Meyer

HANNAH ARENDT

Die Biografie

Mit 27 Schwarz-Weiß-Abbildungen

PIPER

Für Sonja

INHALT

Vorwort	11
Prolog	13
Einleitung	25
Zuhause auf der »Insel Venedig« – Familiengeschichte(n) in Königsberg	35
Neustart am Pregel – Stammvater Aron Arendt	37
Geschäfte und Generationen – Steter Wandel als Begleiter	41
Vom roten Schlips zum Oberingenieur – Hannahs Vater Paul	51
Ein neues Leben – Johanna, die »Schulfremde«	59
Vom »Sophistes« zu Rahel – Wege in der Wissenschaft	69
Abenteuer des Geistes – Bei Heidegger in Marburg	71
Liebe gibt es nur im Himmel – Bei Jaspers in Heidelberg	85
Blitzhochzeit bei Potsdam, Förderung in Frankfurt	94
»Zu 100 Prozent jüdisch« – Pariser Jahre	103
Verantwortung bis zuletzt	103
Frankreich heißt Freiheit	112
Die erste Karriere – Taten <i>und</i> Worte	122
Alles für die jüdische Jugend	131
Adieu Alijah, Bonjour Blücher	159
Publizistin in Paris	175
Atemlose Zeiten	185
Rückkehr zur Alijah	192
Mitten im Sturm	203

Es war einmal in Amerika – <i>Origins of Totalitarianism</i>	207
Mittendrין in New York City	211
Der Ursprung der Ursprünge	212
Im Einsatz für die jüdische Sache	231
Ein Atlas der blinden Flecken	255
Ein Brief an die Deutschen	272
Literatur – Quellen der Erfahrung und des Verstehens	283
Gewandelte Wege zur Welt	283
Französische Zustände	292
Ein fruchtbares Feld – Lektorin bei Schocken	294
Über die Gleise der Tradition – Brücken in der neuen Welt	302
Dreiklangsdimensionen – Medienintellektuelle und Medienprofi	311
Im Zweiten zum »Star«	313
Klartext in allen Belangen	321
Der Sturm-Erprobte & der Leviten-Leser – Heidegger und Jaspers	333
Martin Heidegger	333
Heim ins Uralte – die Würdigung zum Achtzigsten	359
Karl Jaspers	373
Wahrheit verbindet – das Nachkriegstrio	386

Denken in Worten – Arendts Werke	397
Gewaltiger Korpus und eigener Klang	398
Sammelband im Schatten – <i>Fragwürdige Traditionsbestände</i>	406
Wieder auf festerem Grund – Fallgeschichten	411
<i>Anfänge im Aufbau</i>	411
<i>Die Ungarische Revolution</i>	414
<i>Little Rock</i>	416
<i>The Critic</i>	422
<i>On Revolution</i>	425
<i>Eichmann in Jerusalem</i>	433
In Abwesenheit anwesend – Frauen über Frauen	447
Neun minus eins	448
Frauenfragen	458
Das Ende aus der Mitte	469
Dank	481
Abkürzungs- und Siglenverzeichnis	485
Anmerkungen	487
Bildnachweis	509
Register	511

VORWORT

»Aktuell« oder auf Deutsch »gegenwärtig«, das ist die häufigste Zuschreibung, die Hannah Arendts Schriften erfahren. Seit gut drei Jahrzehnten wird sie als Zeitgenossin verstanden, gar als »Denkerin der Stunde« (Richard Bernstein) gelesen.

Die tiefe Krise der liberalen Demokratien, der seit dem 24. Februar 2022 andauernde Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine, die dramatische Zunahme von Flüchtlingen weltweit, die drohende Selbstentmündigung des Menschen durch eigene Erfindungen: Müsste eine Biografie über Hannah Arendt nicht diese und andere Entwicklungen zum Anlass nehmen, um ihre fortdauernde »Aktualität« herauszustellen? Waren nicht ihr Denken und Handeln dem Kampf gegen die gänzlich neuen Totalitarismen des 20. Jahrhunderts verschrieben? Dem Einsatz für die Schwachen und auch deren Recht, Rechte zu haben?

Oder ist es genau umgekehrt? Ist Arendts Aktualität eine, die belegt, dass international auf das falsche Pferd gesetzt wird? Stand sie nicht aufseiten der Kolonialisten, Rassisten, Israel-Verächter? Hatte sie überhaupt Interesse an den sozialen Fragen, dem Feminismus, der Geschlechtergerechtigkeit? Stand sie nicht knietief in den Vorurteilen ihrer Zeit und ist daher für uns nur noch ein interessanter Fall?

Ich habe mich dafür entschieden, einen Schritt zurückzutreten und Hannah Arendts Leben und Werk nahezu vollständig in *ihrer* Zeit darzustellen. Auf die eigene Gegenwart nämlich ließ sie sich in einer besonderen Weise ein, wie diese erste auf Archivrecherchen beruhende Biografie belegt. Denn Arendt ergriff zwischen 1934 und 1940 die Gelegenheit, sich in der Pariser Emigration aktiv für jüdische Kinder und Jugendliche einzusetzen und dabei mitzuhelfen, zahlreiche Leben zu retten.

Später dann, nunmehr in den Vereinigten Staaten lebend, setzte sie ihr Engagement im Rahmen der Jewish Cultural Reconstruction

fort – insgesamt zwanzig Jahre, die Arendts Handeln und Denken entscheidend beeinflussten. Diesen Jahren gilt die Aufmerksamkeit dieser Biografie, denn sie sprach nicht über ihre Erfahrungen, ließ sie nicht Teil ihres Werkes werden – und doch waren diese zwei Jahrzehnte prägend für ihr Denken, das sich aus dem Handeln ergab und das wiederum von ihr reflektiert wurde. Nicht um eine Deutung dieses Zeitraumes geht es, sondern um dessen prononcierte Darstellung.

Seit Oktober 2020 erscheint im Piper Verlag eine von mir herausgegebene, auf zwölf Bände angelegte Studienausgabe der Schriften Hannah Arendts, die ihre Monografien und Aufsätze umfasst. Die mit ausführlichen Nachworten versehenen und neu eingerichteten Texte bilden mit dieser nun vorliegenden Biografie eine Einheit.

Angesichts der selbst gestellten Herausforderungen und der beschränkten Mittel, sie zu meistern, erinnerte ich mich immer wieder an eine Entdeckung Wolfgang Hildesheimers: Im Jahr 1981 veröffentlichte er Passagen eines bis dahin unbekanntes Gesprächs Goethes mit dem englischen Kunsthistoriker Andrew Marbot.

»Ich mißtraue jeglicher Überlieferung, Exzellenz«, erwiderte Marbot, »auch der wahrscheinlichen. Für mich ist nur das Wahre wahr, das Wahrscheinliche dagegen Schein.« »Nicht übel, junger Freund«, sagte Goethe, »mir scheint, wir haben es hier nicht nur mit einem Zweifler zu tun, sondern auch mit einem Aufsässigen.«

Thomas Meyer

Berlin-Charlottenburg, am 8. August 2023

PROLOG

Das letzte Tau

Küste, die mich nicht mehr findet,
Stadt, um die mein Blick noch kreist,
wie aus Ankertiefen windet
aus Versunkenem sich mein Geist,
und dies Tau, das mich noch bindet
an die Welt, die mich gebar,
an das Festland, mit dem schwindet
alles, was Europa war:

Sprache und Musik der Landschaft,
Weltentrücktheit, Schwärmerei
und, in grässlicher Verwandtschaft,
dunkle Todesraserei.

Das Geheimnis meiner Jahre,
Worte, die ich sprach als Kind,
letztes Tau, das mich noch bindet,
wenn ich längst hinüber bin.

Hans Sahl, Lissabon, 1. April 1941, Guiné

Der 10. Mai 1941 war in Lissabon ein milder Frühlingstag. Laut amtlichem Wetterbericht kletterten die Temperaturen nicht über 19,6 Grad Celsius. Im Hafen wurden am Vormittag die Arbeiten für die Abfahrt der *Guiné* abgeschlossen, in wenigen Stunden würde es heißen: »Leinen los!«

Die *Guiné* war das kleinste der im Dienst der Companhia Colonial de Navegação stehenden Passagierschiffe. Man sah ihm seine besondere Geschichte nicht an, denn es war für den neuen Zweck umgebaut worden: Die Jungfernfahrt hatte es 1905 noch unter dem Namen *San Miguel* gemacht, damals war es hauptsächlich zur Beförderung von Fracht genutzt worden. Die *San Miguel* war ein schlankes und

wendiges, geradezu elegantes Schiff gewesen. Kurz vor dem Ende des Ersten Weltkriegs, im August 1918, erlangte es in Portugal nationale Berühmtheit, und sogar der Gegner fand anerkennende Worte. Denn dem Kapitän gelang eine spektakuläre Flucht vor dem erfolgreichsten U-Boot-Kommandanten der Seekriegsgeschichte, dem deutschen Marineoffizier Lothar von Arnauld de la Perière; das Schiff entkam dem legendären Jäger, ohne dass Opfer und Verlust an Ladung zu beklagen waren.¹ Ein Dutzend Jahre später, 1930, wurde die *San Miguel* als *Guiné II* Nachfolgerin der zuvor im gleichen Jahr aus dem Verkehr gezogenen originalen *Guiné*. Gut zehn Jahre fuhr das umgetaufte Schiff zumeist zwischen Lissabon und Kap Verde hin und her.

Doch nicht erst im Mai 1941 war alles anders. Als Nazideutschland und seine Verbündeten in diesen ersten Jahren des Zweiten Weltkriegs durch ihre Eroberungen die Fluchträume im Westen immer kleiner werden ließen, die Aktivitäten zur Rettung von verfolgten Jüdinnen und Juden daher immer größere Anstrengungen und somit auch größere Transportkapazitäten verlangten, begann das in New York ansässige American Jewish Joint Distribution Committee (JDC), häufiger Schiffe zu chartern.² So fuhr die *Guiné* erstmals am 1. April 1941 im Auftrag des JDC die Route zwischen Lissabon und New York. Insgesamt sieben Fahrten unternahm das Schiff auf dieser Strecke im Auftrag der Organisation, die letzte startete am 19. Mai 1942. Ende Oktober 1944 mietete das JDC die *Guiné* schließlich das letzte Mal, um 449 meist jüdische Kinder und Jugendliche nach Haifa zu bringen, wo sie am 5. November auch ankamen. Wer die *Guiné* betrat, durfte sich also sicherer fühlen.

Bei der ersten Fahrt für das JDC war auch der promovierte Kunsthistoriker und Dichter Hans Sahl, der eigentlich Hans Salomon hieß, mit an Bord. Im zweiten Teil seiner *Memoiren eines Moralisten*, die drei Jahre vor seinem Tod 1993 unter dem Titel *Exil im Exil* erschienen, schilderte er die Atmosphäre in der portugiesischen Hauptstadt, dem berühmten »Wartesaal« der Emigranten:

Im Hafen von Lissabon lagen Schiffe, die nicht mehr oder nur noch selten ausfahren. In den Cafés saßen Flüchtlinge aus allen Ländern, die auf ein Visum warteten und sich in vielen Sprachen Gehör zu verschaffen suchten. Da saßen die Schwarzhändler

und boten Schiffskarten an für kleine portugiesische Dampfer, die vierzehn Tage brauchten, um nach Amerika zu fahren.

Man glaubte in Sicherheit zu sein ... Die Sicherheit war jedoch trügerisch. Solange man noch nicht das amerikanische Visum hatte, war man noch in Europa, und Hitler hatte fast ganz Europa besetzt. Warum sollte er Portugal verschonen? Man musste sich beeilen. Man musste sich einen Schiffsplatz sichern, bevor es zu spät war.³

Was wohl die 189 Passagiere, zumeist aus ganz Europa geflüchtete Jüdinnen und Juden, dachten und fühlten, die am 10. Mai 1941 im Hafen gemeinsam mit Hannah Arendt und Heinrich Blücher das Schiff bestiegen? Ernst Emil Rollmann und seine Ehefrau Hildegard etwa?

Kaum ein Jahr zuvor hatten sich Rollmanns Eltern Hans und Maria auf der Flucht vor den Nationalsozialisten in Calais aus Verzweiflung das Leben genommen. In Deutschland waren die Rollmanns nicht irgendwer gewesen, sondern eine alteingesessene jüdische Kölner Familie, die sich in der dritten Generation als Schuhfabrikanten etabliert hatte. Am 29. Dezember 1921 hatte Hans Rollmann zusammen mit Karl Kaufmann und Carl Michael in dem südöstlich von Trier an der Ruwer gelegenen Örtchen Gusterath-Tal die über viele Jahrzehnte berühmte Schuhfabrik Romika gegründet, die in den besten Zeiten bis zu 2000 Menschen beschäftigte. Die drei Söhne Rollmanns, darunter Ernst Emil, sollten einmal das Geschäft übernehmen, doch gleich 1933 begann die systematische Zerstörung der persönlichen und beruflichen Existenz der Rollmanns.

Ernst Emils Frau Hildegard hatte während der Weimarer Republik Psychologie studiert; sie würde ihre akademische Ausbildung in den USA fortsetzen, wo sie später als Psychoanalytikerin sehr bekannt wurde. Und sie war nicht die einzige Frau an Bord, die sich intensiv mit Sigmund Freud beschäftigt hatte. Da gab es auch die 1907 in Wien geborene, 1929 bei dem berühmten Psychologen Karl Bühler promovierte und von seinem nicht minder bekannten Kollegen Jean Piaget über die Schweiz ins rettende Lissabon gelotste Käthe Wolf, die gemeinsam mit ihrer Schülerin und Freundin Anne-Marie Leut-

zendorff an Bord gegangen war. Beide erarbeiteten sich in den USA einen guten Ruf als Kinderpsychologinnen.

Blickt man weiter auf die alten Passagierlisten der *Guiné* vom 10. Mai 1941, entdeckt man dort auch den »author« Heinrich Blücher und seine »wife« Johanna Blücher. Laut Eintrag waren beide staatenlos und trugen ein in Marseille ausgestellt Visum mit dem Datum vom 19. September 1940 mit sich: er, 41, »German«, geboren in Berlin, sie, 34, »Hebrew«, geboren in Hannover.

Durch viel Mut, eine gehörige Portion Glück und vor allem die Unterstützung verschiedener Organisationen und Menschen war es den Blüchers nicht nur gelungen, französischen Lagern zu entkommen, sondern sich auf der Flucht auch wiederzufinden. Dass sie dann in Marseille auf den Amerikaner Varian Fry⁴ und seine Mitarbeiter trafen, war kein Zufall. Der Ruf des 1940 gegründeten Emergency Rescue Committee hatte sich rasch verbreitet, und durch die Zusammenarbeit mit dem im gleichen Jahr seine Arbeit aufnehmenden Unitarian Service Committee und verschiedenen Gruppierungen, darunter die Pariser Quäkergemeinde, war die Rettungsorganisation in der Emigrantenszene weithin bekannt. Und dennoch war persönliche Unterstützung unverzichtbar, bevor Fry, ein an der Universität Harvard ausgebildeter Altphilologe und Journalist, den Blüchers die rettenden Visa ausstellen konnte.

Zunächst galt es, Affidavits zu besorgen, Unterhaltsgarantien durch Bürger des Einreiselandes. Dies gelang über Kontakte von Arendts seit 1936 in New York lebendem ersten Ehemann Günther Stern-Anders, der über verschiedene jüdische Organisationen an den humanistisch eingestellten Unternehmer Charles Goodman empfohlen wurde. Zusammen mit dem aus Ungarn stammenden Morris Gintzler (Moricz Gunczler), der sich vom Laufburschen bis zum Präsidenten der Pulp and Paper Trading Corporation hochgearbeitet hatte, bürgte er für das Ehepaar. Den Kontakt zu Fry wiederum stellte vermutlich der später als Sozialwissenschaftler berühmt gewordene Albert O. Hirschmann her.⁵ Er kannte Blücher und setzte sich trotz des zweifelhaften Rufs in der Familie bei Fry für Arendt und ihn ein.⁶

Unter den Nummern 128 und 129 wurden Arendt und Blücher später in eine der beiden Sammlisten mit den Namen der Gerette-

ten aufgenommen, die Fry und das Unitarian Service Committee um 1945 anlegten. Über Fry gelangten auch zahlreiche Bekannte der Blüchers in die freie Welt, neben Hans Sahl unter anderem Siegfried Kracauer und – wie auf der Liste erkennbar ist – auch Heinrich Brandler, der 1928/29 zu den Gründungsmitgliedern der Kommunistischen Partei-Opposition (KPDO) gehört und seit 1933 an verschiedenen Orten im Exil gelebt hatte, über Jahre auch in Paris. Zusammen mit seinem engen Freund und Kampfgefährten August Thalheimer und dessen Familie gelangte er nach Havanna, dem eigentlichen Ziel ihrer Fluchtbemühungen.⁷

Die Blüchers hatten wenig dabei, als sie an Bord gingen. Große Teile der Bibliothek waren in Paris bei der Quäkergemeinde versteckt, die in jenen Jahren viele Emigranten unterstützte. Nahezu alles, was die beiden darüber hinaus an Briefen, Manuskripten und Dokumenten bei sich gehabt hatten, war seit 1940 auf der Flucht oder schon vorher verloren gegangen.

Ob Arendt die Ausgabe der Tragödien des Aischylos in der Originalsprache auch in der Kabine dabei hatte? Es war angeblich das einzige Buch, das sie »retten konnte«. In ihrem letzten vor der Flucht aus Frankreich über Spanien nach Portugal am 4. August 1940 auf Französisch geschriebenen Brief an Günther Stern schloss sie mit einem Satz, der besser als jeder andere ihr Exilleben zusammenfasste: »ὄν ὑπὲρ πάντων ἄγών.« Das Zitat aus den *Persern* drückte die Haltung aus, mit der sie spätestens seit 1933 gelebt hatte und mit der sie weiterzuleben gedachte: »Um alles geht der Kampf.«⁸ Beachtet man die Verse davor, ergibt sich sogar ein direkter Bezug zu Arendts Arbeit in Paris – und zu ihrer Auffassung von Geschichte: »Ihr Kinder der Hellenen, geht!/Befreit das Vaterland, befreit die Kinder/und die Frauen, der väterlichen Götter Sitze/und die Gruften eurer Ahnen.«⁹

Die Überfahrt selbst verlief nicht ohne Überraschung. Etwa 1600 Meilen östlich von New York entdeckte die Besatzung einen großen Gegenstand im Meer. Zunächst fürchtete man, auf eine Minenfalle der Deutschen zuzulaufen, andere würden später von einem vermuteten »Geisterschiff« berichten. Tatsächlich handelte es sich um einen im Wasser treibenden Lastkahn, dessen über 13 Meter hoher Kran der *Guiné* aus der Ferne herüberzuwinken schien. Der Versuch, das Wrack zu versenken, scheiterte.

Nicht nur auf das Schreckliche und Besondere in den Lebensläufen der Angekommenen, auch auf solche Geschichten stürzten sich die in New York wartenden Journalisten. Und so schaffte es die Ankunft der *Guiné* am 22. Mai 1941 in die amerikanischen Zeitungen: Nach 13 Tagen Fahrt wurde das Schiff am Pier 9 im Hafen von Stapleton, Staten Island, vertäut.

Seit einigen Jahren auch in der Upper West Side erfolgreich, hatte das Architektenduo Schneider & Herter im Auftrag des Immobilienentwicklers Abraham M. Morgenroth 1902/03 das Apartmenthaus »Valencia« mit der Anschrift 317 West 95th Street (auch 317–319) für die gehobene Mittelschicht errichten lassen. Auf der Südseite der 95th Street zwischen West End Avenue und Riverside Drive gelegen, war das Haus nur zwei Blocks von der U-Bahn entfernt. Wer die Straßenbahn bevorzugte, der musste fünf Minuten länger gehen und erreichte dann die Linien Broadway, Amsterdam und Sixth Avenue. Das Viertel wurde immer beliebter, und so folgte fünf Jahre später dem »Valencia« genau gegenüber der von den gleichen Architekten dieses Mal für das Luxussegment entworfene Prachtbau »Pennington«. ¹⁰ Einem größeren Trend in der Gegend folgend und womöglich auch aufgrund der seit Ende der Zwanzigerjahre herrschenden wirtschaftlichen Krise, wurden beide Häuser 1940 wie viele andere, zu dieser Zeit bereits klassische Gebäude entkernt und vollständig umgebaut: Aus den großen Apartments wurden nahezu ausschließlich Einzelzimmer.

Noch am Tag ihrer Ankunft zogen Arendt und Blücher in zwei teilmöblierte Zimmer im »Valencia« ein, Arendts Mutter bezog wenig später eine eigene Wohnung. Für die Unterkunft hatte das amerikanische Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars gesorgt, das über die Ankunft der Blüchers informiert war. Zum Zeitpunkt ihres Einzugs war das siebenstöckige Mietshaus mit über 60 Parteien bereits ziemlich heruntergekommen.

Einen Tag danach, am 23. Mai 1941, unterrichtete Arendt per Telegramm Günther Stern: »SIND GERETTET WOHNEN 317 WEST 95 = HANNAH«. ¹¹

Wieder ein paar Tage später tippte sie dies in die Schreibmaschine:

CURRICULUM VITAE

Ich, Hannah Arendt, bin am 14. Oktober 1906 in Hannover geboren. Im Herbst 1924 bestand ich das Abiturientenexamen eines humanistischen Gymnasiums in Königsberg/Pr. Von 1924 bis 1928 studierte ich Philosophie, protestantische Theologie und griechische Philologie, und zwar Philosophie im Hauptfach, Theologie und Griechisch als Nebenfächer. Philosophie studierte ich bei den Professoren Heidegger (Marburg), Husserl (Freiburg) und Jaspers (Heidelberg), Theologie in Marburg bei Professor Bultmann und in Heidelberg bei Professor Dibelius und griechische Philologie bei Professor Regenbogen in Heidelberg. Im Herbst 1928 promovierte ich in Heidelberg bei Jaspers mit einer Arbeit über den Liebesbegriff bei Augustin, welche 1930 bei Springer (Berlin) in einer philosophischen Schriftenreihe erschien. Durch die Vermittlung der Herren Jaspers, Heidegger und Dibelius erhielt ich 1930 oder 1931 ein Stipendium der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft für eine Arbeit über das Problem der deutsch-jüdischen Assimilation, exemplifiziert an dem Leben der Rahel Varnhagen. Ich veröffentlichte in diesen Jahren folgende größere Aufsätze: »Philosophie und Soziologie« in der *Gesellschaft*, »Rilkes Duineser Elegien« in der *Neuen Schweizer Rundschau*, »Lessing und Mendelssohn« in der *Zeitschrift für Wissenschaft des Judentums*, »Rahel Varnhagen« im *Reklam-Almanach*. Artikel über Adam Müller, Friedrich Gentz, Augustin und andere, ferner Buchbesprechungen, erschienen in der *Kölnischen Zeitung*, der *Frankfurter Zeitung* und dem *Archiv für Sozialwissenschaft*.

Im August 1933 emigrierte ich nach Paris, wo ich in den ersten Jahren alle wissenschaftliche Arbeit abbrach, um mir auf praktische Weise eine Übersicht über die Judenfrage zu verschaffen. Nach einer kurzen Sekretärstätigkeit bei Arnold Zweig leitete ich die

pädagogische Abteilung eines Comites zur Umschichtung deutsch-jüdischer Flüchtlinge (Agriculture et Artisanat) und begründete 1935 eine französische Abteilung der Jugendalijah für Flüchtlingskinder, durch welche etwa 120 Kinder bis 1936 nach Palästina einwanderten. Im Verfolg dieser Arbeit war ich 1935 3 Monate in Palästina. Dieses Büro erweiterte sich während seines ca. 2-jährigen Bestehens zu einer Art Beratungsstelle für Jugendliche, da eine solche Institution in Paris nicht existierte. Nach 1936 habe ich diese Arbeit nur noch nebenamtlich weitergeführt, da durch die Volksfrontregierung Arbeitserlaubnisse für Jugendliche zu erhalten waren und Zertifikate in Deutschland dringender gebraucht wurden. Ende des Jahres 1936 übernahm ich das Sekretariat eines Komitees, das sich zu Verteidigung David Frankfurters gebildet hatte. Eine umfangreiche Materialsammlung konnte dem Verteidiger Frankfurters zur Verfügung gestellt werden; hingegen scheiterte jeder Versuch, die Art der Verteidigung selbst zu beeinflussen.

Ab 1937 bis zu den Novemberpogromen 1938 habe ich mich von aller praktischen Tätigkeit zurückgezogen, um meine wissenschaftlichen Studien wieder aufzunehmen. Damals lebte ich von Philosophiestunden. Ich schrieb in dieser Zeit meine Arbeit über Rahel Varnhagen zu Ende und arbeitete danach an einer Geschichte des Antisemitismus. Über dieses Thema hielt ich eine Vortragsreihe an der Deutschen Hochschule in Paris.

Die Novemberpogrome 1938 und der neu einsetzende Flüchtlingsstrom nach Frankreich machten dieser kontemplativen Tätigkeit ein Ende; ich ging in die praktische Arbeit zurück und wurde von der Jewish Agency (Abteilung: Central Bureau for the Settlement of German Jews, Dr. Landauer, Jerusalem) mit allen Fragen, die die Einwanderung von Kindern und Erwachsenen aus Central-Europa nach Frankreich betrafen, betraut. Während des Krieges errichtete ich mithilfe der

Zionistischen Organisation Frankreichs einen Dienst für deutsche und österreichische Internierte, dessen Hauptaufgabe es war, Menschen aus den Konzentrationslagern herauszubringen.

Mit ihrem neuen »Curriculum Vitae« ging Hannah Arendt an der New School for Social Research zu dem Soziologen Albert Salomon, einem Bekannten aus gemeinsamen Berliner Tagen. Er übersetzte den Text mit ihr und stellte daraus eine Version her, die sie in den nächsten Tagen und Wochen ihren Vorstellungsschreibern beilegte oder direkt übergab. Jeweils ein Exemplar des deutschen und des englischen Lebenslaufes sandte sie zudem an Günther Stern.¹²

Lebensläufe sind zweckgerichtet, sie sollen genau, klar und kurz gehalten werden. Nach dem Überfliegen der Zeilen soll ein Bild von der Person entstehen, das den Wunsch auslöst, sie zu sprechen und genauer kennenzulernen. So schreiben es die Handbücher und Ratgeber, seitdem es regulierte Bewerbungsverfahren gibt. Auch Hannah Arendts Angaben folgten diesem Muster: Name, Geburtsort, höchster Schulabschluss, Studienfächer und -orte, die maßgeblichen Professoren; das Thema und die Veröffentlichung der Dissertation schlossen sich an. Dass sie das falsche Veröffentlichungsdatum nannte – die Studie über den »Liebesbegriff bei Augustin« erschien im Herbst 1929 –, ist ebenso erstaunlich wie die artikulierte Unsicherheit über den Beginn des Stipendiums der Deutschen Notgemeinschaft, der Vorläuferorganisation der Deutschen Forschungsgemeinschaft – es wurde ihr im Frühjahr 1930 für zwei Jahre zuerkannt. Lagen ihr Fehler und die Vagheit daran, dass sie die entsprechenden Unterlagen nicht zur Hand hatte? Ganz anders ging es ihr hingegen bei ihren späteren Veröffentlichungen, hier konnte sie sich präzise an die Titel und die Zeitschriften, ja sogar die Namen der Zeitungen erinnern, für die sie geschrieben hatte. Hatte sie die Texte oder ein Literaturverzeichnis retten können?

Dann der erste Absatz, auf den ein Bruch und zugleich das Neue folgte. Die Flucht aus Deutschland, als Emigration bezeichnet, ließ sie eine weitere radikale Konsequenz ziehen: die Aufgabe ihrer wissenschaftlichen Arbeit. Der Wechsel in die praktische Arbeit wurde von

ihr als notwendig gewordene Auseinandersetzung mit der »Judenfrage« begründet. Arendt kämpfte: Dem Antisemitismus, der zum Kern der Staatsräson des »Dritten Reiches« geworden war, stellte sie ihre praktische jüdische Arbeit entgegen.

Mit dem zweiten Abschnitt ging Arendt vom Aufzählen ins Berichten und Deuten über, ganz so, als hätte das zuvor Getane mit dem Neuen nichts zu tun. Zwei Personen wurden hier konstruiert. Die erste Hannah Arendt bestand ganz aus Bildung und Schreiben. Die zweite könnte verschiedener nicht sein: aus Einsicht in die Notwendigkeit, dass das private Ich einer völlig veränderten Öffentlichkeit gegenüber ebenso radikal anders zu fassen war. Es musste in der praktischen Arbeit selbst sichtbar werden.

Wie sah diese aus? Die Zusammenarbeit mit dem Schriftsteller und politischen Aktivisten Arnold Zweig war seiner *Bilanz der deutschen Judenheit 1933* gewidmet, die 1934 erschien. An dem sogenannten »Fazit«-Buch hatte Hannah Arendt einen gewichtigen Anteil, wie Zweig in Briefen betonte. Was es mit der kurzlebigen Organisation Agriculture et Artisanat und dem Begriff der »Umschichtung« auf sich hatte, dürfte kaum bekannt gewesen sein, aber sie war Arendt offensichtlich ebenso wichtig wie die erwähnte Rettung der »etwa 120 Kinder bis 1936« im Rahmen der »Jugendalijah«. Es sollte über zwanzig Jahre dauern, bis Arendt in einem Fernsehinterview 1964 mit dem Journalisten Günter Gaus über die Aktivitäten in Paris öffentlich sprach – ohne dabei Genaueres preiszugeben. Die Anzahl der geretteten Kinder würde sie nie mehr erwähnen.

Ähnliches gilt für ihre Mitarbeit in einem Komitee für David Frankfurter, der am 4. Februar 1936 in Davos den Leiter der NSDAP-Auslandsorganisation in der Schweiz, Wilhelm Gustloff, erschoss und sich anschließend der Polizei stellte.

All das war schwer greifbar. Auch die Arbeit über Rahel Varnhagen und das erwähnte, heute im Nachlass unter dem Titel *Geschichte des Antisemitismus* verwahrte Manuskript samt Exposé waren unveröffentlicht. Im Lebenslauf schilderte Arendt die wissenschaftliche Arbeit wie ein Atemholen, bevor die Wirklichkeit in aller Brutalität in ihr Leben zurückkehrte: Im Deutschen Reich brannten die Synagogen. Die Dringlichkeit, Menschen zu retten, bekam nochmals eine andere Dimension, die sie in die praktische Arbeit zurückzwang.

Anschließend kein Wort über den etwa einen Monat, den sie im größten französischen Internierungslager Gurs verbracht hatte, kein Wort über die Flucht von Frankreich auf das rettende Schiff. Stattdessen endet der Lebenslauf mit jenem Begriff, der zum Signum des 20. Jahrhunderts werden sollte: »Konzentrationslager«. Ohne zu diesem Zeitpunkt genauer wissen zu können, was er einschloss, wofür er stand, war damit zugleich all das aufgerufen, worauf sich Arendts Leben und Werk beziehen sollten. Dass Juden ermordet und wie Hunde verscharrt wurden: Das zumindest wusste sie bereits, als sie Gershom Scholem über den Selbstmord des gemeinsamen Freundes Walter Benjamin am 26. September 1940 nach Jerusalem schrieb.

Der Rettung aus Lagern galt Arendts letzte Erinnerung an den Kontinent, aus dem sie soeben geflohen war.

Jenes Leben, das mit dem Ablegen der *Guiné* im Hafen von Lissabon einen unwiderruflichen Bruch erfuhr und gut zwei Wochen später von ihr in eine Art Bilanz überführt wurde, jenes Leben der Hannah Arendt war an diesem 10. Mai 1941 auf den Tag zur Hälfte vorbei.

Die ihr verbleibende Zeit bestand aus so sehr viel mehr und war doch in ihrem Denken und Schreiben mit nichts anderem ausgefüllt, als über das letzte Tau und das Signum des 20. Jahrhunderts sich und allen anderen, Späteren Rechenschaft abzulegen.

EINLEITUNG

Ich glaube nicht, dass es irgendeinen Denkvorgang gibt, der ohne persönliche Erfahrung möglich ist. Alles Denken ist Nachdenken, der Sache nach – denken.

Hannah Arendt, 16. September 1964

Dem weltweiten Interesse an Hannah Arendts Leben und Werk steht eine bemerkenswerte Zurückhaltung der biografischen Forschung gegenüber. Seit Elisabeth Young-Bruehls Standardwerk aus dem Jahr 1982 gab es keinen umfassenden, das heißt Leben und Werk gleichermaßen in den Blick nehmenden Versuch einer Biografie mehr.¹³ Für die Schülerin Arendts waren der exklusive Zugang zum Nachlass und die intensiven Gespräche mit den Freundinnen und Freunden für ihre Erzählung maßgeblich. Die Voraussetzung dafür aber war, dass sie sich über Jahre in der Nähe Arendts bewegte. Young-Bruehl musste viele Informationen, Geschichten und Anekdoten, die sie von der Denkerin selbst erhalten hatte, nur noch mit dem ihr von anderen Berichteten abgleichen. Was von Arendt direkt überliefert wurde, was aus ihren Umfeldern hinzutrat und wie daraus die immer noch wichtige Biografie entstand, lässt sich nur zu geringen Teilen nachvollziehen. Viele, mit denen sich Young-Bruehl über Arendt austauschte, vernichteten vor ihrem Tod Briefe und andere Dokumente.

Gut vierzig Jahre später haben sich die Voraussetzungen für eine Biografie vollständig verändert. Wer über die Abertausend Publikationen zu ihrem Werk, die kritische Edition ihrer Schriften und die veröffentlichten Briefwechsel hinaus noch mehr über Hannah Arendt wissen möchte, der kann unmittelbar auf den vollständig digitalisierten und frei im Netz verfügbaren Nachlass zugreifen, der in der Library of Congress in Washington, D. C., verwahrt wird. Beschreibt man die entstandene Situation mit zwei Begriffen, die sehr häufig mit Arendt verbunden werden – »privat« und »öffentlich« –, so kann man

sagen, dass sich in ihrem Fall jedwede Unterscheidungsmöglichkeit aufgelöst hat. Hannah Arendt gibt es nur noch als öffentliche Person.

Warum also diese Biografie? Wie jeder Annäherungsversuch nach Young-Bruehl möchte sie Arendts Leben und Werk für die eigene Gegenwart erschließen. Der hier gewählte Zugang unterscheidet sich gleichwohl radikal von allen bisherigen Werken. Die Biografie wertet bislang völlig unbekanntes Archivmaterial und andere bislang von der Forschung ignorierte Dokumente aus, um Arendt in ihrer Zeit darzustellen.

Das bedeutet für das erste Kapitel, dass die darin erzählte Geschichte von Arendts Familie in Königsberg neu zu schreiben war.

Weitaus weniger war eine Neuerzählung für ihre Zeit in der Weimarer Republik möglich, da hier die Quellenlage noch sehr viel schlechter ist. Daraus erwuchs der Entschluss, Arendts Entwicklung in einen größeren Rahmen zu stellen und jenseits der bekannten Personen, der Philosophen Martin Heidegger und Karl Jaspers, nach weiteren Einflüssen zu schauen. Die Suche ging von der schlichten Frage aus, wie die Philosophin eigentlich dazu kam, noch in den frühen Dreißigerjahren zur Historikerin und Soziologin zu werden, die das Thema der jüdischen Emanzipation in der Aufklärung zum Mittelpunkt ihrer Überlegungen machte.

Die vorliegende Biografie konzentriert sich auf zwei Lebensphasen Arendts: die Pariser Jahre nach der Flucht aus Deutschland und die Zeit in den USA bis zur Publikation ihres ersten Hauptwerkes *Origins of Totalitarianism* 1951, jenes Buches, das in der vier Jahre später erschienenen deutschen Fassung den Titel *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* trägt. Wenn es bislang in der Biografie Arendts, von der man immer annahm, dass sie völlig durchleuchtet sei, einen blinden Fleck zu geben schien, dann waren es die Jahre von Oktober 1933 bis zum Sommer 1940, die sie nahezu vollständig in der französischen Hauptstadt verbrachte und über die sie selbst wohl nur selten öffentlich sprach. Eine insgesamt zweijährige Archivrecherche in zahlreichen Ländern förderte nun eine überraschende Menge an Briefen und Texten von oder über Arendt zutage, die in Teilen erstmals für diese Biografie genutzt wurden. Das nach und nach deutlicher werdende Bild »Paris« unterscheidet sich grundlegend von dem bislang nur äußerst bruchstückhaft Bekannten.

Nunmehr kann auf der Grundlage dieser Dokumente ihre Tätigkeit für mehrere, bis auf eine Ausnahme jüdische Organisationen detailliert nachvollzogen werden, vor allem für jene, die sich der Kinder- und Jugend-Alijah – der jüdischen Immigration aus der Diaspora ins »Land Israel« – verschrieben hatten. Die Folgen, die ihre Erfahrungen bei der Auswahl von Kindern und Jugendlichen angesichts der unvorstellbaren Zahl derer, die nie auch nur in die Nähe einer Chance auf Rettung kamen, für Arendts Denken, ihr Verhältnis zu Menschen, ihre Biografie im umfassenden Sinne des Wortes hatten, können in diesem Buch gleichwohl nur angedeutet werden. Der Kampf der überzeugten Zionistin für das Weiterleben ihres Volkes war ebenso durch ein unbedingtes Engagement wie durch eine tiefe Verzweiflung über die Mittel gekennzeichnet, die ihr und ihren Mitstreiterinnen und Mitstreitern zur Verfügung standen, eine Verzweiflung, die sie aber keinen Moment von ihrer Aufgabe abhielt. In diesen Jahren lernte Arendt äußerst schmerzhaft Lektionen über Bürokratie, Hierarchien und die Ohnmacht angesichts eines Feindes, der seine totale Herrschaft über alle bisher bekannten Grenzen menschlicher Abgründe hinausführte. Die von Arendt häufig geäußerte Einsicht über die Vernichtung der europäischen Jüdinnen und Juden – dass da etwas geschehen sei, was nicht hätte geschehen dürfen, und »wir alle nicht mehr darüber hinwegkommen« würden – fußte auf ihren Pariser Erlebnissen und dem, was sie dann ab 1941 in den USA über die Ermordung der letztlich über sechs Millionen Opfer erfuhr. Eine kommentierte Edition der Dokumente aus der Pariser Zeit befindet sich bereits in Vorbereitung; so viel kann aber schon jetzt gesagt werden: Arendts Werk benötigt aus dieser Perspektive eine Neubewertung.

Ihre Erfahrungen aus den Pariser Jahren fanden einen ersten Niederschlag in Texten, die nach und nach zu den *Origins* wurden, welche sich ganz und gar den jüdischen Kontexten verdanken, in die Arendt hineingestellt war und in die sie sich bewusst begab. Das Buch kartiert erstmals umfassend und in bewusster Einseitigkeit einen völlig zerstörten »Erfahrungsraum«, dem zu diesem Zeitpunkt jedweder »Erwartungshorizont« genommen schien. Der »Erfahrungsraum«, das ist in der Formulierung von Arendts Frankfurter Lehrer Karl Mannheim weit mehr und insofern etwas gänzlich anderes als ein Hilfsinstrument historischer Erkenntnis – es ist ein Existenzial,

eine Kategorie des Lebens, die »zwischen uns in gemeinsamer ›Für-einander-Existenz‹ entstanden ist«. Zudem gilt, dass »alle gemeinsamen Erlebnisse, die sich auf außenweltliche Dinge (Landschaften, Mensch, Politik usw.) beziehen, auf diesen Erfahrungsraum bezogen werden« und »auf ihn bezogen ihre Orientierung« erhalten.¹⁴

Diesen gemeinsamen »Erfahrungsraum« gab es nicht mehr. Das »Meer von Blut« (Leo Strauss), das sich zwischen Jüdinnen und Juden auf der einen und Deutsche auf der anderen Seite geschoben hatte, verlangte die Arbeit der »Geretteten« am Wie des Geschehenen. Anders als das lächerliche und verräterische »Warum die Juden?« war das Wie hinsichtlich des absoluten und zu vertilgenden Feindes eine Herausforderung, die Arendt dazu verpflichtete, eine mögliche Antwort zu finden. Die *Origins* und weit mehr und auf andere Weise die *Elemente* sind ihre Antwortversuche. Die Bücher entstanden in zwei Zusammenhängen. Erstens war Arendt von 1944 bis 1952/53 Mitarbeiterin, schließlich Geschäftsführerin der Jewish Cultural Reconstruction. Die insgesamt knapp zwanzig Jahre im Dienst jüdischer Organisationen waren nicht einfach Angestelltenverhältnisse, sondern Positionen, bei denen es immer ums Leben und Überleben ging. Zweitens ist die öffentliche Neuerfindung ihrer Person zu nennen. Arendt ergreift die Möglichkeiten, die ihr angeboten werden: als Publizistin, als Intellektuelle, als – so begreift sie sich – politische Theoretikerin, als Philosophin, was ihr ganz in Übereinstimmung mit der sokratischen Tradition kein Beruf ist, vielmehr eine Lebenshaltung. Ihre Nachrichten aus dem beschädigten Leben zielen gleichwohl nicht auf dessen Negativität, vielmehr richten sich die Überlegungen an dem Ziel aus, dem unwiderruflich zerstörten »Erfahrungsraum« einen »Erscheinungsraum« an die Seite zu stellen. Dass dieser denkrevolutionäre Ansatz in einem Buch entwickelt wird, das den Titel *Vita activa* trägt, weist darauf hin, dass Arendt einen »Erwartungshorizont« erschafft, der jenseits der mitzerstörten Traditionen von Politik und Philosophie liegt.

Sie folgt auch hier jenen Einsichten, die Karl Mannheim, mit dem sie zu dieser Zeit im Austausch stand, 1935 so formulierte:

Ganz anders ist aber der Erwartungshorizont der Menschen, die in Zeiten gesellschaftlichen Strukturwandels leben. Sie rechnen

dann nicht nur, womit auch der Mensch der statischen Gesellschaft rechnet, mit einer Unzahl von unbekanntem Einzeltatsachen, sondern mit dem möglichen Wandel des Prinzips, nach dem die neuartigen Tatsachen als neuartige geschaffen und zusammengehalten werden. Man rechnet dann etwa nicht nur mit schwankenden Werten in der Kaufkraft des Geldes, sondern mit einem völligen Zusammenbruch einer Währung; man rechnet nicht nur mit einem Kabinettswechsel, sondern mit der Möglichkeit, daß eine nicht parlamentarische Regierungsform oder daß überhaupt keine Staatsmacht sich etablieren kann, oder daß eine Staatsmacht ihre Prinzipien in Bezug auf die Verwendung von Gewalt und Überredung ändert. Man kann plötzlich auch damit rechnen, daß nicht nur Einzelne unzuverlässig und verlogen sind, sondern daß aus einer ganzen Sphäre der Beziehungen, aus dem ökonomischen Bereich, aus dem des Privaten die vormalige Zuverlässigkeit und Solidität der Menschen, auf die man sich durchschnittlich verlassen konnte, plötzlich verschwindet, weil Krieg, Revolution, dem Bürgerkrieg ähnliche Auflösungsprozesse jenes Rahmenwerk im sozialen Geschehen zerstören, auf dessen Bestand letzten Endes die ältere Verhaltensweise eigentlich gegründet war. In solchem Falle können wir dann von einem Aufgeben des früher beschränkteren Erwartungshorizontes zugunsten eines erweiterten Erwartungshorizontes reden. In solchen Zeiten zeigt sich die Geschichte den Menschen in einer viel wesentlicheren Form, sie gewährt dem Beobachter einen Einblick in die beweglich gewordene Schicht jener »*principia media*«, die das Rahmenwerk und die Struktur nur eines Zeitalters im Gesellschaftsgeschehen ausgemacht haben. In solchen Fällen entsteht für die Wissenschaftler die Möglichkeit, Strukturgesetze, die sie für ewig gehalten haben, von denen, die nur eine Epoche oder ein Gesellschaftsstadium begründeten, abzuheben. Es entsteht ferner die Möglichkeit, jene zunächst scheinbar einzeln und isoliert auftretenden Tatsachen, die aus dem alten Rahmenwerk herausfielen und das neue Prinzip nur andeutungsweise enthielten, richtig zu diagnostizieren und das in ihnen sich durchsetzende und sie tragende neue Strukturgesetz auszusprechen.¹⁵

Die weiteren Kapitel bieten jeweils in sich geschlossene Geschichten, Rekonstruktionen, Überlegungen und bilden zusammengenommen eine Neuverortung von Arendts Leben und Werk.

Arendts Bücher und eine mit dem Begriff »zahlreich« allenfalls angedeutete Menge an veröffentlichten wie in Archiven liegenden Texten werden in einem separaten und kompakten Kapitel behandelt, aber nicht, weil sie in irgendeiner Weise weniger wichtig wären als die *Origins* bzw. die *Elemente*. Vielmehr folgen sie allesamt der Logik Arendts, lassen ihre Denkentwicklung erkennen, geben Auskunft über die Fort- und Umschreibung einmal gewonnener Einsichten. Sehr zugespitzt formuliert, sind sie bei allem Außergewöhnlichen, das sie jeweils zu sagen haben, Ergebnisse eines beruhigten Schreibens. Arendts Prosa ändert sich nach dem Abschluss der beiden großen Werke fundamental: Sie verfügt über das Material und bewegt sich darin souverän. Sie stellt Thesen auf und behauptet, sie argumentiert und widerspricht, sie befürwortet und lehnt ab. Die Texte begründen Diskurse, zugleich enthalten sie – wie verändert auch immer – das, was sich in den traditionellen Antwortregistern findet. In Arendts gesamtem Œuvre gibt es zwei Ausnahmen davon: »Reflections on Little Rock«, ihren Aufsatz zu den gewaltsamen rassistischen Ausschreitungen in der Hauptstadt des US-Bundesstaats Arkansas im Jahr 1957, und *Eichmann in Jerusalem*. Beide reagieren nochmals ausdrücklich auf den zerstörten »Erfahrungsraum«.

Des Weiteren sind Martin Heidegger sowie Gertrud und Karl Jaspers zu nennen. Arendts Verbindung mit dem Philosophen kann dank der großartigen Edition von Jaspers' Buch »über Hannah« durch Georg Hartmann als erforscht gelten. Die vorliegende Biografie rekonstruiert die Binnenperspektive, Arendts Reaktionen auf Heidegger, die Diskussionen zwischen ihr und dem Ehepaar Jaspers. Gertrud Jaspers wurde von ihr immer als gleichberechtigte Partnerin ihres Mannes betrachtet – und so schrieben sie sich auch. Damit wird eine Konstellation wiederbelebt, wie sie seinerzeit tatsächlich bestanden hat.

Die nächsten Kapitel folgen der Fluchtlinie der vorherigen und entstanden aus der Verwunderung darüber, dass Arendts Leben und Werk zwar durchleuchtet scheinen, aber das Offensichtliche – womöglich, weil es das Offensichtliche ist – umgangen wurde. Da wäre

zum Beispiel Hannah Arendt, die »Medienintellektuelle«. Dass sie eine solche war, dürfte nicht zuletzt durch das 1964 im Zweiten Deutschen Fernsehen ausgestrahlte Gespräch mit dem Journalisten Günter Gaus keine Frage mehr sein. Aber war's das? Arendts Präsenz in den Medien zu betrachten – das bedeutet zu überlegen, wie, wann und wo sie sich zu Wort meldete, glaubte, intervenieren zu sollen, und wie sie die wurde, die alle zu kennen glauben.

Auf den ersten Blick ähnlich verhält es sich mit Arendts Rolle als Frau – dass über sie Anfang der 1970er-Jahre eine intensive Diskussion in New York stattgefunden hat, die einen Blick zurück bis auf Arendts Anfänge als Publizistin erlaubt. Das Kapitel »Frauen über Frauen« macht auf übersprungene Stufen in Arendts Leben und Werk aufmerksam, die zudem das gerne gepflegte Vorurteil widerlegen, dass das Interesse an ihrer Biografie ein Phänomen ist, das erst nach ihrem Tod eintrat.

Der Schluss schließlich führt in Kürze bis zu Arendts plötzlichem Tod am 4. Dezember 1975.

Wie jede Biografie, so besteht auch diese aus einer Reihe von Annäherungen. Damit verschiebt sich naturgemäß jeder Anspruch auf Vollständigkeit dorthin, wo bereits reichlich Material angehäuft liegt: in jenes Mythenreich, aus dem die Vorstellungen einer »Essenz« des Lebens immer neu geschöpft werden. Biografien sind im Zugang und in der Ausführung so verschieden wie das, womit sie sich beschäftigen – dem jeweils dargestellten Leben. Daher gibt es auch keine Rezeptionen, keine Standardisierungsmöglichkeiten, nichts, was stets gilt, sieht man von Geburt und Tod einmal ab. Einzig die vorgenommenen Annäherungen sind begründungsbedürftig. An dieser Stelle mag genügen, dass der vorliegende neue Versuch einer Annäherung sich ganz auf das konzentriert, was in der bisherigen, kaum mehr zu überblickenden Literatur zu Arendts Leben und Werk gar nicht oder allenfalls am Rande behandelt wurde.

Diese Biografie ist auch darin die erste, bewusst damit umzugehen, dass Kolleginnen und Kollegen andere Schwerpunkte gesetzt haben. Gleichwohl ist sie keine bloße Ergänzung, erzählt vielmehr eben eine andere Geschichte. Sie ist nicht gegen andere Deutungen geschrieben, vielmehr bietet sie eine eigenständige, gänzlich neue an.

Die Entscheidung, sich an neu entdeckten Quellen zu orientieren, hat naturgemäß Folgen. Manche Geschichte, die sich als Teil der Überlieferung und damit ihrer »persona« etabliert hat, wird man hier vergeblich suchen, eben weil sich keine Belege für sie finden ließen. Sehr knapp gehalten werden die Ausführungen zu Menschen und Themenfeldern, zu denen auch durch intensive Recherchen keine neuen Erkenntnisse gewonnen werden konnten. Dank der Forschungen des Leipziger Kulturwissenschaftlers Ringo Rösener und der in Yale lehrenden Germanistin Barbara von Bechtolsheim hat sich im Falle Heinrich Blüchers die Situation vollständig geändert. Zu ihm, wie auch zu Günther Stern Anders, der dank sorgfältiger Editionen seit Jahren in seiner Bedeutung wächst, können gleichwohl zahlreiche neue, wichtige Informationen vorgestellt werden.

In dieser Biografie werden Zusammenhänge Beachtung finden, Namen fallen, die bislang nicht im Rampenlicht der Arendt-Biografik standen oder gänzlich unbekannt waren. Dabei geht es nicht um späte »Gerechtigkeit« für bislang Übersehenes oder weniger Beachtetes, sondern um andere, gelegentlich neue Blicke auf Vertrautes. Leopoldine Weizman, Martha Mundt, Juliette Stern und Eva Stern etwa wären weitere Personen, denen Arendt in wichtigen Phasen ihres Lebens begegnete. Es ist kein Zufall, dass es sich dabei zum Großteil um Frauen handelt. Sie standen entweder in direktem Arbeitskontakt mit Arendt oder waren in ähnlichen praktischen Zusammenhängen tätig.

Dass sich Leben und Werk in besonderer Weise aufeinander beziehen, wurde von Hannah Arendt selbst immer wieder zum Gegenstand ihrer Überlegungen gemacht. Folgt man diesen, so steht zwischen Leben und Werk die »Erfahrung«, genauer: die »persönliche Erfahrung«. Das hieß für Arendt nicht, dass jeder Text autobiografisch zu sein habe, vielmehr nahm dieses »Selbst« die gemachten Erfahrungen zum Anlass der Reflexion. Damit ist bereits ein Abstand bezeichnet, der entscheidend ist für die Beziehung zwischen den beiden Polen Leben und Werk, die sich durch das Denken gegenseitig durchdringen, ohne ineinander aufzugehen.

Obwohl Arendt sich seit den frühen Dreißigerjahren mit der Wechselwirkung von Leben und Werk und den Einflussfaktoren auf Bio-

grafien in Geschichte und Gegenwart auseinandergesetzt hatte, sollte es bis ins Jahr 1961 dauern, bis zur »Einleitung« ihrer Textsammlung *Zwischen Vergangenheit und Zukunft*, dass sie auf die Problematik zu sprechen kam:

Wenn man die Geistesgeschichte unseres Jahrhunderts nicht in der Form aufeinanderfolgender Generationen schreiben würde, wo der Historiker der Abfolge von Theorien und Standpunkten buchstäblich treu bleiben müsste, sondern in Form der Biografie einer einzelnen Person, die lediglich auf eine metaphorische Annäherung an das zielt, was tatsächlich in den Köpfen der Menschen vor sich ging, würde sich herausstellen, dass der Geist dieser Person gezwungen war, nicht nur einmal, sondern zweimal den vollen Kreis zu durchlaufen: zuerst, als er aus dem Denken in das Handeln flüchtete, dann wieder, als das Handeln, oder vielmehr das Gehandelthaben, ihn zurück ins Denken trieb. Wobei es von einiger Relevanz wäre zu bemerken, dass der Aufruf zum Denken in der seltsamen Zwischenzeit entstand, die sich manchmal in die historische Zeit einfügt, wenn nicht nur die späteren Historiker, sondern auch die Akteure und Zeugen, die Lebenden selbst, sich einer Zeitspanne bewusst werden in der Zeit, die ganz bestimmt ist von Dingen, die nicht mehr sind, und von Dingen, die noch nicht sind. In der Geschichte haben diese Intervalle mehr als einmal gezeigt, dass sie den Moment der Wahrheit enthalten können.¹⁶

Wenn es eine methodische Anleitung und einen Verständniszugang zu Hannah Arendts Leben und Werk gibt, dann findet er sich hier. In der Tat: Die Heidegger- und Jaspers-Schülerin wurde durch die Zeitläufte politisiert, bewegte sich aus der Philosophie in die moderne jüdische Geschichte und wählte mit Rahel Varnhagen eine etablierte Außenseiterin, um das Innere einer mit sich selbst ringenden Minderheit auszuleuchten. Mit dem 1933 einsetzenden Traditions- und Zivilisationsbruch flüchtete sie aus dem Denken ins Handeln der Kinder- und Jugend-Alijah, einer seltsamen Zwischenzeit, die es erlaubte, wieder mit dem Denken zu beginnen, um dann der Vernichtung der europäischen Judenheiten zusehen zu müssen und schließlich die

eigenen Erfahrungen mit den Erinnerungen erneut und gänzlich anders nach-denkend zu verbinden.

Zweimal durchlief Arendt den »vollen Kreis«. Beide Kreisläufe wurden »verarbeitet« in einem umfangreichen Werk, das nicht verschweigen wollte, dass die Grenzen, die vermeintlich zeitenthobene Philosophie und eine traditionsvergessene politische Theorie ihr setzten, nicht anerkannt werden durften. Ihre Verwerfungen betrafen aber nicht nur Philosophie und politische Theorie, sondern auch die Erwartungshaltungen, die man gegenüber Arendt hegte: Sollte die Tatsache, dass sie ihr Leben der zionistischen Sache in Europa widmete, sich über viele Jahre für den sprichwörtlich »Geretteten Rest« engagierte, wirklich mit der Kritik an einer politischen Entscheidung – der Gründung des Staates Israel – null und nichtig geworden sein?

War es wirklich so, dass die scharfe Kritik an einzelnen Persönlichkeiten und dem aus ihrer Sicht gänzlich unpolitischen Verhalten der leitenden Funktionäre des jüdischen Volkes zwischen 1940 bis 1945 in dem Buch *Eichmann in Jerusalem* zu Recht mit dem Absprechen der »Liebe zum jüdischen Volk« beantwortet wurde? Oder war Gershom Scholems »Ahavat Israel«, ganz anders als man meinen könnte, eben keine in der jüdischen Traditionsliteratur verwendete Phrase, sondern eine zionistische Formel, der Arendt aufgrund ihrer Erfahrungen in Paris, Gurs und Lissabon einfach nicht entsprechen wollte? Warum aber sprach sie nie offen aus, dass ihr Kampf gegen den Nationalsozialismus einer war, in dessen Zentrum die Rettung von Kindern und Jugendlichen stand? Ob es nun 120 Kinder und Jugendliche waren, für deren Fahrten nach Palästina sie direkt verantwortlich war, oder doch die mindestens 500 bis 700, deren Namen und Lebensläufe auf ihrem Schreibtisch landeten oder denen sie in Ausbildungslagern begegnete und über deren weitere Schicksale sie zumindest nicht nachdenken musste – die Differenz ändert nichts daran, dass die Frage nach Arendts »Liebe zum jüdischen Volk« womöglich nochmals neu zu stellen sein wird.

Diese und ähnliche Fragen sollen und können jetzt nicht beantwortet werden. Die Biografie stellt gleichwohl das Material vor, mit dem künftige Antworten gefunden werden können. Sie ist ein erster umfassender Versuch, das bislang Unbekannte zu beleuchten.

ZUHAUSE AUF DER »INSEL VENEDIG« – FAMILIENGESCHICHTE(N) IN KÖNIGSBERG

Hannah Arendt war eine Jüdin aus Königsberg.

In der Stadt am Pregel verbrachte sie mit ihrer Familie, ihren Verwandten und einer großen Zahl von Freundinnen und Freunden Kindheit und Jugend, besuchte dort verschiedene Schulen und legte nach Umwegen ihr Abitur ab. Fotos belegen, dass sie sich gerne in der Umgebung der Stadt und an der nahen Ostsee aufhielt. Das vertraute Königsberg war ihr Rückzugsort, wenn sie Ruhe suchte, so etwa, als sie ihre Dissertation über den »Liebesbegriff bei Augustin« zu schreiben und später umzuarbeiten begann. In Königsberg hielt sie auch den einzigen nachweisbaren öffentlichen Vortrag, bevor sie 1933 aus Deutschland floh.

Verständlicherweise spielte der seit dem 1. Januar 1920 zu Hannover gehörende Geburtsort Linden nie eine Rolle in ihren Lebensrückblicken, da ihre Eltern mit ihr im Alter von zwei Jahren 1908 nach Königsberg zogen. Doch selbst an die Studienorte Marburg und Heidelberg erinnerte sie sich öffentlich in erster Linie über Martin Heidegger und Karl Jaspers – die Städte selbst kamen kaum vor. Das Intermezzo in Frankfurt Anfang der Dreißigerjahre wurde ebenfalls nur über Personen gewürdigt.

In New York dann, wo Arendt seit der Flucht aus Lissabon im Mai 1941 bis zu ihrem Tod am 4. Dezember 1975 lebte, gab die Staatenlose 1948 eine Schrift des Königsberger Historikers Ferdinand Gregorovius unter dem Titel *The Ghetto and the Jews of Rome* heraus, die im deutschen Judentum seit der Erstpublikation 1853 eine wichtige Rolle spielte. Dass Arendts Name zu Königsberg gehörte und sich in ihm ihr Jüdischsein dokumentierte, davon war sie auch nach dem Zweiten Weltkrieg und der Shoah überzeugt.¹⁷ So war sie in dem Fernsehinterview mit Günther Gaus am 16. September 1964 sehr darauf be-

dacht, ihre Familiengeschichte – und das war in erster Linie die Geschichte der Familie Arendt und ihrer Mutter Martha Cohn – ganz auf Königsberg zu beziehen, eine Stadt, die seit 1946 Kaliningrad hieß, zur Sowjetunion gehörte und für niemanden im Westen mehr erreichbar war. Nur einmal, in ihrem zeitgleich zu dem Gespräch mit Gaus erschienenen Buch *Eichmann in Jerusalem*, kam Arendt ausführlich auf Königsberg zu sprechen. Sie zitierte aus dem bis heute viel gelesenen *Ostpreußischen Tagebuch* von Graf Hans von Lehn-dorff⁸ und leitete die Passage mit folgenden Sätzen ein:

*Die nächste Geschichte trifft den Kern der Sache noch besser, da sie von einer Frau berichtet, die keine »Führerin« und wahrscheinlich nicht einmal Parteimitglied war. Sie spielt in einer ganz anderen Gegend Deutschlands, in Ostpreußen im Januar 1945, einige Tage bevor die Russen Königsberg zerstörten, die Ruinen der Stadt besetzten und die ganze Provinz annektierten.*¹⁹

In Arendts Veröffentlichungen, aber auch in Briefen oder in zeitgenössischen Berichten über sie gibt es fast keine melancholischen Anwandlungen, kaum ein Zurücksehnen nach vergangenen Zeiten und keine das Erlebte beschwörende Nostalgie. Und wenn doch, dann blieb sie äußerst knapp, immer auf konkrete Personen und nie auf Allgemeines bezogen.

Aber welches war das Königsberg von Arendts Kindheit und Jugend? Gab es Lieblingsorte? Buchhandlungen, Cafés, Plätze? Wo traf sie sich mit ihren Freundinnen und Freunden? Oder war Königsberg letztlich wie andere Städte doch nur der Name eines Raumes, in dem sie fast ihr gesamtes Leben bis zum Herbst 1924 verbrachte?

Die zahlreichen Geschichten über Arendts Brillanz, die ihr den Beinamen »Pallas Athene« einbrachten, über die junge Nietzsche-Leserin, die die griechischen Klassiker ebenso las wie Karl Jaspers' *Psychologie der Weltanschauungen*, die häufig fehlende Schülerin – all das und noch viel mehr wurde teils von ihr, teils von anderen erzählt, zumeist Jahrzehnte nach den Ereignissen. Doch will man sich nicht mit den vielen kursierenden Episoden und einer Auswahl an Stellen zufriedengeben, die eindeutige Antworten vorgeben, ist ein Blick in die Königsberger Zeit der jüdischen Familie Arendt geboten.

Neustart am Pregel – Stammvater Aron Arendt

Folgt man den zugänglichen Quellen, dann beginnt die Geschichte der Familie Arendt im gut dreißig Kilometer Luftlinie entfernten, südwestlich von Königsberg gelegenen Zinten, das 1313 die Stadtrechte erhielt. Die Chroniken verzeichnen um das Jahr 1810 erstmals eine dauerhaft dort wohnende jüdische Bevölkerung. Eine Zählung im Jahr 1831 ermittelte 2069 Einwohner, davon etwa 80 Jüdinnen und Juden. Zwei von ihnen heirateten laut Königsberger Heiratsregister am 6. Januar 1839: Aron Arndt und Henriette Levi – der Urgroßvater und die Urgroßmutter Hannah Arendts. Gelegentlich werden noch die Eltern von Aron Arndt (in der Schreibweise Arendt) erwähnt, doch zu Joseph und Rosa Arndt konnte nichts ermittelt werden. Dass sie aus Bartenstein kamen, wo zum Beispiel Arons Bruder Simon geboren wurde, ist durchaus möglich, würde die Geschichte der Familie Arndt in Ostpreußen folglich um eine weitere Generation verlängern. Der 1818 geborene Aron firmierte in den Akten zur Zeit der Heirat als »Handelsmann«, aber worin seine Geschäftstätigkeit genau bestand, lässt sich ebenso wenig herausfinden wie genauere Angaben zu seiner Ehefrau.

Kurz nach der Heirat erfolgte die Übersiedlung nach Königsberg, wo am 3. April 1841 die Tochter Fanny zur Welt kam. Knapp zwei Jahre später, am 3. Februar 1843, folgte Marcus, im Jahr darauf Charlotte, im Anschluss die im Kindesalter verstorbene Dorothea, dann Selly und Rosalie, Benno 1853 und Margarethe 1855, die auch nur acht Jahre alt werden sollte.

1859 wurde schließlich Johanna geboren, nach der, so eine Variante der Familiengeschichte, Hannah Arendt benannt wurde. Johanna würde den sehr vermögenden jüdischen Königsberger Kaufmann Georg Holldack heiraten, sich später evangelisch taufen lassen und zwei Söhne haben, derer man sich bis heute erinnert. Hans Holldack war ein international bekannter Pionier der technisierten Bodenbearbeitung und Professor für Landmaschinenlehre in Leipzig. Der ein Jahr jüngere Jurist und Rechtsphilosoph Felix Holldack lehrte an der Technischen Hochschule Dresden und der Forstakademie Tharandt und setzte sich u. a. mit rechtlichen Methodenfragen auseinander.²⁰ Als sogenannte Halbjuden mussten die Brüder 1934 (Felix) und 1935 (Hans) aus ihren Ämtern scheiden; Johanna starb 1936.

Über Aron Arendt, wie er sich bald nannte und unterzeichnete, während er bei den Behörden weiterhin als Aron Arndt geführt wurde, ist nur sehr wenig überliefert. Gelegentlich findet man ihn in den vielen, häufig auf unklaren Quellen beruhenden Geschichten, die über Hannah Arendt und ihre Vorfahren im Umlauf sind. Nur selten jedoch lassen sich Übereinstimmungen zwischen dem, was über ihre Familie »erzählt« wird, und den Fakten, die sich in den Archiven finden, feststellen.

Zumeist ist man auf Mutmaßungen angewiesen: Sehr wahrscheinlich waren die Arendts in Arons Generation observant, womöglich sogar orthodox. Über das sogenannte Landjudentum wurde im Verhältnis zur städtischen jüdischen Bevölkerung nur wenig geforscht, sodass über die Zusammensetzung der Gemeinde in Zinten und die Gründe für den Umzug nach Königsberg nichts gesagt werden kann.²¹ Gleichwohl gab es nur sehr wenige jüdische Landgemeinden, die wesentlich durch die jüdische Emanzipation geprägt waren, das heißt, bei denen sich liberale und säkulare Tendenzen durchgesetzt hatten. Dass es hingegen ökonomische Gründe waren, die die Haupt- und Residenzstadt Königsberg für Aron Arendt attraktiv erscheinen ließen, darf angenommen werden, wenn man die Entwicklung der Königsberger Judenschaft in den Blick nimmt.

Deren Gemeinde konnte Aron in jedem Fall wachsen sehen und auch die Etablierung einiger ihrer Mitglieder in Politik und Wirtschaft miterleben. Aber verfolgte er konkret etwa die politischen Aktivitäten des berühmten Arztes, 1848ers und späteren Sozialdemokraten Johann Jacoby? Spielte die Geschichte der vermeintlichen geistigen »Weltbürgerrepublik« (Jürgen Manthey) Königsberg eine Rolle in seinem Leben? Und war ihm die mutmaßliche Inkarnation des Königsberger Charakters, der bedeutendste deutsche Philosoph, Immanuel Kant, bekannt, dessen Berühmtheit zudem bei den ersten Ambitionen, die Stadt für auswärtige Besucher attraktiv zu machen, von einiger Bedeutung war? Diese und zahllose andere Fragen sind nicht zu beantworten. Auch lässt sich nichts über Arons mögliche Wahrnehmung des wichtigen intellektuellen Politikers Theodor von Schön sagen, der über viele Jahre maßgeblich die Königsberger und ostpreußische Geschichte bestimmte.²²

Wechselt man die Perspektive, so stellt sich die Frage, ob Aron

Arendt Kenntnis über die Geschichte der jüdischen Gemeinde Königsberg erlangte, die Joseph Levin Saalschütz, ein gebürtiger Königsberger und der erste Jude, der an der 1544 gegründeten Albertus-Universität promoviert wurde und sich dort habilitierte, von 1857 bis 1859 publizierte.²³ Drei Jahre später veröffentlichte Saalschütz einen »Nachtrag«, in den er eine Information aufnahm, die auch die Situation Aron Arendts besser verstehen lässt. Denn dem »Handelsmann« kann nicht entgangen sein, dass sich der für die politische Entwicklung Königsbergs seit dem Ende der 1830er-Jahre maßgebliche Bürgermeister, der spätere Oberbürgermeister Carl Gottfried Sperling, für die Gleichstellung der Juden in Preußen eingesetzt hatte. In Saalschütz' »Nachtrag«²⁴ wurde Sperling ausführlich mit einer Rede zitiert, die bereits die Zeitgenossen bewegte und maßgeblich zu einer Verständigung zwischen antijüdischen Hardlinern und liberalen Pragmatikern beitrug, wie sie sich in dem 73 Paragraphen umfassenden »Gesetz über die Verhältnisse der Juden« vom 23. Juli 1847 ausdrückte.²⁵ Sperling war Berichterstatter dieses für die behauptete Gleichstellung – »neben gleichen Pflichten auch gleiche Rechte mit unseren christlichen Untertanen«, wie es in §1 über die »Bürgerliche(n) Verhältnisse der Juden« heißt – so wichtigen, über das Emanzipationsedikt von 1812 weit hinausgehenden Gesetzes. Er argumentierte laut der Dokumentation von Saalschütz sehr modern: Der Staat solle sich auf die »äußeren Bekenntnisformeln« beschränken, die die Bürger abgäben, und nicht etwas über deren Religion in Erfahrung bringen wollen, was er noch nicht wisse. Folgt man Saalschütz, war Sperling offensichtlich ein genauer Kenner der gängigen antijüdischen Stereotype und ein geschickter Rhetor.

Insbesondere die Möglichkeit der Ämterübernahme durch Juden wurde in Königsberg umgesetzt und die Stadt in der Folge für aus dem Baltikum, Weißrussland und Polen kommende jüdische Kaufleute attraktiver, da sich die politische Offenheit auch auf den schon immer intensiven Ost-West-Handel auswirkte. Aron Arendt war folglich Zeuge und vermutlich auch Profiteur des wirtschaftlichen Aufschwungs. Weil er aus einer preußisch-jüdischen Familie stammte, musste er nicht wie die meisten osteuropäischen Kollegen und Konkurrenten im stark regulierten Kommissionsgeschäft reüssieren, sondern konnte direkt im Handel tätig werden.²⁶

Zwar wuchs Königsberg zwischen 1850 und 1910 wie alle deutschen Großstädte, doch bei Weitem nicht kontinuierlich, und schon gar nicht in der gleichen Geschwindigkeit. Dieses Bild zeigte sich auch in der Entwicklung des Anteils der jüdischen Bevölkerung: In den von der Stadt Königsberg geführten Erfassungsbüchern ihrer jüdischen Einwohner nannte man 1846 insgesamt die Zahl von 1781 Personen, davon 62 »Staatenlose«, das entsprach 2,53 Prozent der Stadtbevölkerung, die die Behörden mit 70 378 angaben. 1849 waren es 1946 (39 »Staatenlose«), 1852 dann 2044 (42), 1855 nunmehr 2236 – wobei die »Staatenlosen« nicht mehr gesondert ausgewiesen wurden –, drei Jahre später 2401 (bei 81 794 Einwohnern, das entspricht 2,93 Prozent) und 1861 schließlich 2572.²⁷

Der altstadtnahe Löbenicht war einer der Siedlungskerne Königsbergs. Von hier zog Aron Arendt Anfang der 1850er-Jahre in die Hintere Vorstadt 51, dorthin, wo zahlreiche Königsberger Juden lebten und ihren Geschäften nachgingen. Einen Eindruck von diesem Ort gibt der bedeutende Literaturhistoriker, Essayist und Romancier Alexander Jung in seinem 1846 erschienenen Werk *Königsberg und die Königsberger*. Darin heißt es auf einer der ersten Seiten:

Wir machen eine Wendung links und gelangen in eine ziemlich unansehnliche Straße, die uns aber sogleich, gerade vor uns hin, eine überraschend schöne Perspektive von Häusern eröffnet. Es ist die Vorstadt, in welcher wir uns befinden. Sie hat in der Tat etwas Modern-Großstädtisches, etwas, wenn man will, von der Leipziger Straße Berlins, aber sie bekommt sogleich einen eigentümlich orientalischen Charakter durch die seltsamen Gestalten, in langem, schwarzseidenem Talar, in kurzen Beinkleidern von demselben Stoffe, mit Schuh und Strümpfen, mit breitgekrämpftem Hut, langem Stab in der Hand, die wir vielfache Gruppen zu beiden Seiten der Straße bilden sehen, oder sie sind einzeln zerstreut in dem lebhaftesten Verkehr, in dem Austausch von Handelsinteressen miteinander begriffen. Diese hier in der Sommerzeit sehr zahlreich versammelten polnischen Juden, mit ihren langen, oft schneeweißen Bärten, tragen in den scharf geschnittenen Gesichtszügen, von dem frischesten Inkarnat, immer noch ein Stück patriarchalischen Stillebens, immer noch eine heilige